

Ausser man tut es

Kinder haben, lohne sich finanziell nicht, wird uns von allen Seiten vorgerechnet. Unsinn. In Wahrheit ist kein Luxus billiger zu haben. Einführung in eine Buchhaltung der besonderen Art.

Text Hannes Veraguth

«Was? Du hast ein Kind? Vielleicht in zehn Jahren kann ich mir das auch vorstellen», sagt der gut ausgebildete Enddreissiger in der heiteren Runde, «jetzt ist es mir noch zu teuer.» Ich weiss nicht, was ich als 37-jähriger Vater zweier Kleinkinder da sagen soll, denn es ist nicht so, dass meine Frau und ich besonders viel verdienen würden. Fast fühle ich mich verpflichtet, mich zu rechtfertigen, weshalb wir Kinder haben, obwohl wir - mehr oder weniger freiwillig zwar - mit etwa 5000 Franken pro Monat leben.

Kinder werden immer und sofort mit Geld in Verbindung gebracht. Auf Plakaten oder in der Heftchen- und Fernsehwerbung lächeln süsse Kinderchen im Namen von Banken und Versicherungen für allerlei Finanzprodukte. Die Werbung fürs Eigenheim zielt auf Leute mit süssen Kinderchen. Auf manchen Steuerpaket-Abstimmungsplakaten posieren süsse Kinderchen. Auf der anderen Seite werben arme, süsse Kinder mit ihrer Bedürftigkeit für Hilfswerke und damit hoffentlich für sich selbst.

Armut bei Familien ist ein Armutszeugnis für das Land mit der höchsten Kaufkraft Europas. Aber an alle, die selber Kinder haben und wie wir nicht arm sind, muss die Frage erlaubt sein: Wie wirkt der folgende, von der deutschen Caritas verbreitete Spruch auf Sie? «Es gibt viele Methoden, sich dauerhaft zu ruinieren. Eine davon ist die Gründung einer Familie.» Fühlen Sie sich auch gedemütigt? Als verantwortungslos hingestellt? Wenn man Konsumentenzeitungen wie den «Brückenbauer» liest, muss man zum Schluss kommen, dass man sich in der Schweiz keine Kinder leisten kann. Kinder gelten als Luxus. Sie kommen in der Prioritätenliste der Anschaffungen nach dem Haus, vielleicht sogar nach der Luxus-Limousine. Wer die Reihenfolge nicht einhält, muss ein schlechtes Gewissen haben.

Befruchtungsgeiz

Angeblich haben Schweizerinnen und Schweizer deshalb immer weniger Nachwuchs, weil die Kinder zu teuer geworden sind. Unsere Familienpolitik hinkt tatsächlich in vielem dem europäischen Durchschnitt hinterher, und politischer Handlungsbedarf, vor allem für eine Mutterschaftsversicherung, besteht zweifellos; aber ich kann mir nicht vorstellen, dass Beat zu Sandra sagt: «Schatz, hast du gehört, dass es jetzt 200 Franken mehr Kinderzulage im Monat gibt? Komm, lass uns auf der Stelle ein Kind machen!»

Aber machen wir uns doch keine Illusionen: Staatliche Familienunterstützung im üblichen Rahmen versagt als Anreiz zur Produktionssteigerung von Nachwuchs für die AHV-Finanzierung. Wer Kinder will, lässt sich sicher nicht davon abhalten, wenn zu wenig Geld da ist. Wer allerdings keine Kinder will, schiebt den Geldmangel häufig als gesellschaftlich anerkannte Begründung vor und wird auch dann noch nicht Kinder zeugen wollen, wenn es mehr Geld gibt vom Staat.

Warum denn Kinder, wenn sie so teuer sind? Was gibt es denn für Argumente dafür? Offensichtlich fehlen die Worte, wenn es auszudrücken gilt, was uns Kinder geben. Es gibt keine Lobby, die sich mit positiven Slogans und mutmachenden Kampagnen für das Kinderkriegen einsetzt. Das Verschenken von Wasserbällen, wie es die CVP letzten Sommer gemacht hat, ersetzt dieses Manko nicht wirklich. Gefangen in einem kurzfristig ökonomistischen Denken gibt es in der Tat wenig Gründe für Kinder. Es sei denn, man liesse die Rotzbengel nach dem 18. Geburtstag alles zurückzahlen, was man in all den Jahren in sie reingesteckt hat; mit Zins und Zinseszinsen, versteht sich. Die Banken würden ihnen vielleicht ein Darlehen gewähren. Aber selbst diese Methode ist für die Eltern nicht lukrativ und bietet zu wenig Anreiz. Es gibt bessere Geldanlagen.

Kinder sind unbezahlbar. Aber mehr als im monetären Sinn sind sie es im übertragenen Sinn. Zufriedene Eltern in bescheideneren, aber nicht armen Verhältnissen fühlen sich gekränkt durch dieses Kinderbild, das in der Medien- und Werbeöffentlichkeit immer gleich mit einschüchternd viel Geldbedarf oder Furcht einflössend wenig Geld im Portemonnaie in Verbindung gebracht wird. Ich kann sie nicht mehr lesen, all die Horrorgeschichten über die drohende Verarmung im Falle einer Familiengründung. Der Mindestlohn, ab dem das Kinderkriegen noch «erlaubt» ist, wird immer höher. Beileidsbezeugungen aus der Verwandtschaft erreichen mich; man schickt mir taktvoll ausgeschnittene Zeitungsartikel: Mit unter 90 000 Franken im Jahr sollen jetzt zwei Kinder also schon nicht mehr drinliegen.

Wiedergefundene Zeit

Kinder zu haben oder besser: Mit den eigenen Kindern zusammenzuleben, ist in der teuren, aber nach wie vor reichen Schweiz ein Luxus. Ja. Weil Luxus ist, was selten ist. Und in der Schweiz sind Kinder selten; nicht das Geld. Es ist für viele offenbar kaum mehr nachvollziehbar, dass auch das Leben mit eigenen Kindern ein Wahlbedürfnis sein kann, dessen Befriedigung unter Umständen zwar etwas weniger Wohlstand, dafür mehr Wohlfahrt, also Lebensqualität beschert. Das unbeschreibliche Gefühl, eine Familie zu sein, zusammen ein Projekt ohne Businessplan gestartet zu haben, mit kleinen lieben Mitbewohnern, die man weder im Katalog ausgesucht noch im Laden gekauft hat, die man unbeschreiblich gern hat, die aus dem immateriellen Nichts langsam heranwachsen: Das zu erleben, ist ein Luxus. Wo gibt es sonst grosse Erlebnisse, die nicht gegen Entgelt konsumiert werden? Denn das Essen- und Kleiderkaufen für vom Himmel gefallene Mitbewohner, die noch etwas zu klein sind, um ab sieben Uhr im Büro zu sitzen: Das hat für Eltern wirklich nichts zu tun mit zähneknirschendem Bezahlen der Rechnung für eine Abenteuerdienstleistung.

Meine Frau und ich bezahlen ganz einfach unseren Lebensunterhalt und teilen mit den kleinen Menschen, die mit uns zusammenhausen. Und die brauchen, selbst wenn später bei den Kleidern die hipen Labels aktuell werden, die altmodische Liebe und Zeit. Und wenn am Monatsende wenig übrig bleibt, ist uns das egal. Das schweizerische Lebensgefühl, das «Swiss Life Feeling», wie es provokativ im Slogan der grossen Lebensversicherung heisst, ist so sicherheitsbesessen, dass es das Kinderkriegen nicht mehr wagt und damit beweist, wie lebensfeindlich und kurzfristig unsere Lebensweise ist: Nachwachsendes Leben ist uns zu teuer, und das Erleben des wachsenden Lebens als Lebenserfahrung oder sogar als Lebenssinn wird aus Angst vor Armut gestrichen. Wofür soll denn eigentlich gespart werden? Fürs Alter? Wenn für uns die Kinder eine Altersversicherung sind, so bestimmt nicht im materiellen Sinn wie in armen Ländern, sondern höchstens im Sinn einer Versicherung gegen die geistige Verarmung beim Altern. Die Begleitung der Entwicklung unserer Sprösslinge könnte uns ja noch ein, zwei oder drei Jahrzehnte lang ein interessantes Leben sichern, weil wir durch sie auf dem Laufenden bleiben.

Wäre es nicht möglich, dass Kinder zu einem erfüllten Dasein beitragen könnten? Wenn ich vor dem Spiegel meine ersten grauen Haare entdecke, ohne depressiv zu werden, während die Kleine neben mir das Schuhgestell ausräumt, dann ist das unspektakulär, aber gut. Das Älterwerden wird einfacher mit Kindern. Auf den Jugendlichkeitskult braucht man trotzdem nicht zu verzichten. Man muss ihn nur umdeuten. Ich bleibe - trotz ersten grauen Haaren - länger jugendlich, wenn ich in Brockenhäusern, Kinderkleiderbörsen und Flohmärkten einkaufe, damit Lebensstandard und Arbeitszeit nicht unausweichlich zunehmen. Ich sehe zwar manchmal alt aus, wenn mir der Nachwuchs zu wenig Schlaf gegönnt hat, dafür fühle ich mich jünger, wenn wir auf Plätzen, in Zügen, Parkanlagen und so genannten Naherholungsgebieten die kostenlose Erweiterung unserer nicht so grossen Wohnung geniessen. Und auf den materiellen Statusvergleich mit Altersgenossen kann ich leicht verzichten, weil er ohnehin sinnlos ist. Welten trennen die Kleinkinder-Eltern von den Kinderlosen.

Umwertung aller Werte

Unsere freiwillige Selbstbeschränkung ist uns etwas wert. Der Rahmen, der uns einschränkt, schafft uns zugleich neuen Freiraum ausserhalb des Karrierestresses. Meine Frau und ich gehen beide etwa fünfzig Prozent einer Erwerbsarbeit nach. Täten oder müssten wir hundert Prozent arbeiten, wären wir trotz Kindern werktags achtzig Prozent der Zeit kinderlos. Nun fallen uns neue Privilegien zu, die man nicht käuflich erwerben kann: das Erleben des Moments ohne Zweck, Vergangenheit oder Zukunft beim Spielen mit den Kindern. Wir entdecken die Langsamkeit wieder, das Spaziergehen, die Lust, gegen den sprichwörtlichen Strom zu schwimmen. Und ahnen, dass es neben Beziehung und Beruf in der ungefähr gleichberechtigten Kinderaufzucht und im Leben als Familie vielleicht tatsächlich eine kleine Antwort auf die grosse Frage nach dem Sinn des Lebens gibt. Das mag reaktionärer Kitsch oder linke Hippieromantik sein. Egal, für uns ist es eine persönliche Neudefinition unserer Werte. Das ist spannend. Manchmal anstrengend. Manchmal auch romantisch.

Aber wir leisten uns Kinder, bereuen es nicht und bezahlen sie mit freiwilligem Konsumverzicht. Das ist vielleicht idiotisch, aber nicht verboten. Obwohl es kurzfristig dem Wirtschaftswachstum schaden mag, ist es nicht nur unter lebensphilosophischer Perspektive sinnvoll, sondern auch volkswirtschaftlich betrachtet: Wir produzieren nachhaltig Konsumentinnen und Rentenbeitragszahlerinnen für die Zukunft. Und im Übrigen braucht eine wirtschaftlich gesunde Gesellschaft nicht nur bis zur Unbeweglichkeit versicherte, mehr oder weniger reiche Konsumenten. Ein Land, schreibt der Philosoph Pascal Bruckner, sei längerfristig auch wirtschaftlich umso dynamischer, je mehr Lebensformen jenseits der Anziehungskraft des Reichtums es entwickelt.

Hannes Veraguth lebt in Basel (hannesveraguth@freesurf.ch).